Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1907

136 (15.6.1907) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 24

Visual Library

Aus allen Gebieten.

Technik.

Der Mond als Handlanger. Unter diesem Titel lesen wir im *Kosmos*, der soeben ihren 4. Jahrgang beginnenden Monatsschrift der gleichnamigen „Gesellschaft der Naturfreunde", die schon nahezu 30 000 Mitglieder zählt: Daß die in der Erde vorhandenen Kohlenlager einmal erschöpft sein werden, ist unbestreitbar. Wenn Pessimisten aber daraus den Schluß haben ziehen wollen, daß es dann mit der ganzen Technik, wie mit dem Kulturleben überhaupt aus sei, so heißt das, den Rapport des Menschengeistes mit den kosmischen und physikalischen Kräften unterschätzen, die das Weltall beleben und nur darauf zu warten scheinen, in den Dienst unseres Forschreitens gestellt zu werden. Ein interessantes Beispiel dafür berichtet Max Maria v. Weber. Der große englische Ingenieur Robert Stephenson erbaute von 1846—1850 die berühmte Eisenbahnbrücke vom Festland von Wales über die Menaistraße nach der Insel Anglesy, die aus zwei parallelen rechteckigen Röhren oder Tunnels besteht. Als es sich darum handelte, diese 20 000 Zentner schweren Röhren von der Uferstelle des St. Georgskanals, wo man sie zusammengenietet hatte, an ihre Stellen zwischen die Brückenpfeiler zu transportieren, fragte man Stephenson zweifelnd, wie er denn diese riesigen Lasten zu heben und zu bewegen gedenke, worauf er geheimnisvoll lächelnd erwiderte: „Ich werde mir dazu den Mond als Handlanger engagieren." Er ließ seine Riesenröhren durch bei Ebbe unter sie gebrachte Pontons von der Flut heben und mit der Flutströmung zwischen die Pfeiler flößen. So verrichtete in der Tat der Mond für den Menschengeist diese Zyklopenarbeit.

Medizinisches.

Die Abnahme des menschlichen Körpergewichts während der Nacht. Das Gewicht einer beliebigen Person zeigt innerhalb von 24 Stunden Unterschiede, sodaß es ganz allgemein am Abend höher ist als am Morgen. Der Grund dafür liegt nach Dr. Groddeck (Wien. Medizin. Presse) in einer Abnahme der Flüssigkeitsmenge während der Nacht, denn die Verminderung des Gewichtes am Morgen läßt sich schon vor der Kotentleerung feststellen. Die Ruhezeit der Nacht reguliert den Wassergehalt des Körpers. Ja, es ist nicht ausgeschlossen, daß neben anderem die Anhäufung größerer Flüssigkeitsmengen im Körper das Schlafbedürfnis herbeiführt, daß sie gewissermaßen den Schlaf regeln. Dafür spricht schon die Erfahrung jedes Fußwanderers, der den reichlichen Wassergenuß vermeidet, um nicht zu ermüden. Und die geringe Leistungsfähigkeit wasserreicher Körper, die Schlafsucht schwerer Personen, die mitunter während des Sprechens einschlafen, beweisen es ebenfalls. Diese Schläfrigkeit tritt nur bei einer bestimmten Gruppe fetter Menschen auf, bei solchen, die durch Trinken aufgeschwemmt sind, wie denn überhaupt ein scharfer Unterschied zwischen Fettleibigkeit aus überreicher Nahrung und aus überreicher Flüssigkeitsaufnahme besteht. Die Fresser sind vielfach besonders kräftig und widerstandsfähig, der Säufer — nicht etwa bloß der Alkoholist, sondern ebenso der Wassersäufer — ist schwächlicher und mehr gefährdet.

Daß der Alkoholgenuß, der in geradezu fahrlässiger Weise von den Fanatikern bekämpft wird, damit wenig zu tun hat, beweist schon die eine Tatsache, daß es weit mehr saufferte Frauen als Männer gibt und noch mehr — Säuglinge. Aber während der Eßdicke nur schwer von seiner Fülle verliert, kann man den Trinker in wenigen Stunden zusammenschmelzen sehen. Ein Verlust von 4 Pfund in einer Nacht bei mäßiger Flüssigkeitsentziehung ist bei solchen Leuten, selbst wenn ihr Gewicht nicht sehr hoch ist, die Regel. Im Laufe weniger Wochen sinkt das Gewicht dann weiter um 20, 30, ja 50 Pfund, und nach Monaten selbst um 100 Pfund und mehr, ohne daß etwas anderes geschehen muß als eine Beschränkung im Trinken, die oft nicht einmal groß zu sein braucht. Dabei kommt nicht selten die merkwürdige Tatsache zum Vorschein, daß Leute, die bisher weder leben noch sterben konnten, wie mit einem Zauberschlage gesund werden. Bei Menschen, die mit dem Stempel „Fettherz" herumlaufen, ist diese Wirkung geradezu spaßhaft. Es handelt sich hierbei nicht etwa um Abnahme des Fettpolsters, der Gewichtsverlust ist wenigstens in der ersten Zeit lediglich durch Herabsetzen des Wassergehalts im Körper bedingt, denn eine Zerstörung organisierten Fettes in einer solchen Menge innerhalb von wenigen Stunden ist unmöglich. Auch die plötzliche Steigerung der Urinmenge beweist das Gesagte.

Gesundheitspflege.

Vorsicht bei Magenerkrankungen. Wie leicht man geneigt ist, Erscheinungen nervöser Art, die man sich nicht erklären kann, als hysterische zu bezeichnen, und daß oft in Wirklichkeit ein ernstlicheres Leiden zugrunde liegt, dafür bringt Dr. Friedrich Pineles (Wiener Medizin. Wochenschrift) ein interessantes Beispiel. Ein junger, blühend aussehender Offizier erkrankte unter eigentümlichen Magenbeschwerden. Er litt nämlich nach dem Essen an Aufstoßen von geschmack- und geruchlosen Gasen, eine Erscheinung, die sich schließlich zu höchst unangenehmen Anfällen steigerte. Da sonst keine Krankheitszeichen vorhanden waren, so nahmen die Aerzte ein nervöses Magenleiden an. Seine Kameraden machten sich über ihn lustig, besonders, wenn er nach der Offizierstafel gezwungen war, den Saal zu verlassen, um die Anfälle beim Aufstoßen zu verhindern. Eines Tages wurde er während des Mittagessens von einem heftigen Unwohlsein befallen und versank schließlich in Ohnmacht. Auf seinem Zimmer brach er nach einiger Zeit schwarzbraune Massen. Die vom Regimentsarzt eingeleitete Kur gegen das vorhandene Magengeschwür beseitigte nach zwei Monaten für immer alle nervösen Beschwerden.

Allerlei.

Kind und Schreibmaschine. Ganz enorm sollen die Vorteile sein, welche das Maschinenschreiben bietet, wenn es sich um die Bewältigung längerer Schreibübungen zu beruflichen Ausbildung handelt. Die Gesundheitsstörungen, welche durch fortgesetzte Handschreibübungen durch die gebückte Haltung und durch die Anstrengung des Auges zutage treten, fallen nämlich beim Maschinenschreiben weg. Besonders groß ist die Entlastung der Augentätigkeit, da sie sehr bald durch mechanische Handbewegungen ersetzt wird. Aber gerade in dieser mechanischen Handarbeit bei aufrechter Körperhaltung liegt wieder ein großer Vorteil des Maschinenschreibens, denn die Hände und Arme verrichten dabei unter Vermeidung größerer Anstrengungen eine kontinuierliche und abwechslungsreiche Muskelarbeit, während das Handschreiben nur einzelne Finger einer Hand — bei unrichtiger Federhaltung oft nur eine einzige Muskel — in übermäßiger Weise anspannt. Beweglichkeit und Gelentigkeit beider Hände wird durch Uebung gesteigert und so die Schulung beider Hände für zahlreiche Verrichtungen vorbereitet. Klavier- und Violinspiel, zahlreiche Handarbeiten, das Experimentieren mit physikalischen und anderen Apparaten wird für den geübten Maschinenschreiber wesentlich verringerte Schwierigkeiten bieten. Vor allem wähle man aber für diesen Zweck nach Dr. H. Freuder in „Unser Kind" niemals eine Maschine mit nicht sofort sichtbarer Schrift. Trotz des scheinbar nicht sehr differenten Prinzipes im Bau der Schreibmaschinen und trotz des ziemlich konformen Baues all dieser Instrumente ergibt sich doch, daß es bei der Maschine von der während des Schreibens lesbaren Schrift, dem geringen Umfang der Tastatur und von dem kräftigen Hebelkomplex abhängt, ob sie den ärztlichen Anforderungen genügt oder nicht. Selbstverständlich darf das Maschinenschreiben für Kinder nicht übertrieben werden, da dann die Vorteile durch die Nachteile nicht nur aufgehoben, sondern übertroffen werden.

Zeitgemäße Aphorismen

des Frankfurter Schriftstellers Moritz Goldschmidt veröffentlicht die Frankf. Ztg. Wir entnehmen ihnen:

Das Auto ist das schnellste Beförderungsmittel — für Leute, die viel Zeit haben.

*

Das Automobil bedeutet die Renaissance der Postkutsche und der Romantik. . . . Im Chausseegraben liegen, das ist beinahe das vornehmste, das man sich heute leisten kann.

*

Das Auto ist ein Parvenü — es liebt Staub aufzuwirbeln.

*

Hören, Sehen und Schweigen —: der ideale Chauffeur.

*

An einen Lustspieldichter: Von einem schlechten Pegasus zu einem guten Auto ist oft nur ein Schritt.

*

Autos sind wie Frauen — nur bei rechter Führung lenkbar.

*

Auch das Automobil hat seine Achillesferse: das Pneumatic.

*

Viele, die es zum Auto-Besitzer gebracht haben, würden es schwerlich zum Chauffeur haben bringen können.

*

Im Benzin wohnt eine tiefe Symbolik: es wirkt fleckenreinigend.

*

„Besonders lernt die Weiber führen!" (Goethe an den Chauffeur.)

Humoristisches.

Falsch verstanden. „Ich habe schreckliche Zahnschmerzen. Weißt du kein Mittel?" — „Da brauchst du absolut keine Medizin. Gestern hatte ich furchtbare Zahnschmerzen, da ging ich einfach nach Hause zu meiner Frau. Die küßte mich und tröstete mich, und gleich war der ganze Schmerz verflogen. Warum machst du es nicht auch so?" — „Na, ich kanns ja mal versuchen. Glaubst du, daß deine Frau jetzt zu Hause ist?"

*

O diese Kinder! Mama: „Aber, Else, wie kann man solchen Lärm auf der Treppe machen! Jetzt gehst du gleich noch einmal hinauf und kommst ganz leise, wie ein braves Kind, herunter!" (Nach einigen Minuten kommt die Kleine zurück.) „Nun, siehst du wohl, jetzt habe ich dich gar nicht gehört." — Else: „Gut, Mama, dann werde ich immer auf dem Geländer herabrutschen."

*

Der Pantoffelheld. Frau: „Damit du bei dem Barbier nicht müßig zu sitzen brauchst, nimmst du diesen Korb Kartoffeln mit; die kannst du schälen, während er dir die Haare schneidet!"

*

Einfache Erklärung. „Glauben Sie auch an die Entstehung des Menschengeschlechts nach der Darwinschen Theorie?" — „Unsinn — das ist viel einfacher. Als die Erde noch ein großer Sumpf war, gab es daselbst natürlich Frösche in Unmenge. Na, und wo es Frösche gibt, gibt es auch Störche und die haben eben dann die kleinen Kinder gebracht!"

*

Großartig. Hausherr: „Die Herrschaften wünschen natürlich eine Wohnung mit Badezimmer?" — Protz: „Ach watt! Wir brauchen keen Badezimmer! Wir reisen jedet Jahr int Bad."

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, Geck u. Cie., Karlsruhe i. B.

Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund"

Nr. 24. Karlsruhe, Samstag den 15. Juni 1907. 27. Jahrgang.

Naturgenießen.

Wenn wir wandern und reisen, sollen wir verstehen, wo immer wir schreiten oder weilen in Landschaft und Leben einzutauchen, überall der Umwelt und Stunde etwas abzugewinnen. Wir sollen immer bereit sein, den Augenblick zu empfangen, ganz wie er sich natürlich gestaltet. Der Dichter Hermann Hesse, der vom Wandern Bescheid weiß, sagt: man müsse das Suchen und Sehen verstehen. Das Sehenkönnen also muß im Menschen vorhanden sein, wenn ein Reisen den Genuß des Erlebens bescheren soll. Dazu aber brauchts wiederum nicht unbedingt des Reisens in entlegene Erdstätten. Man kanns zu jeder Stunde und überall in sich entwickeln. Sonst stände es ja schlimm um die unendlich vielen, die immer nur an kurze Wanderungen in nahe Gebiete denken können.

Die erleichterten Verkehrsmöglichkeiten, die einander immerfort überflügelnden Verkehrsgeschwindigkeiten haben eine Menge bedeutsamster neuer Gewohnheiten in den Menschen angesiedelt. Aber dieser innere Wandlungsprozeß kann und darf noch nicht zu Ende sein. Den meisten Menschen sind die gewonnenen Annehmlichkeiten und Vorteile noch nicht zu einem Mittel geworden, das gesteigerte seelische Kultur in ihnen auszulösen vermöchte. Nur den einen äußerlichen Ertrag haben sie eingebracht: in kurzer Frist mit ungleich mehr, höchst verschiedenartigen Eingeldingen in Berührung kommen zu können, als ehedem möglich war. Und nun ist dieser Ertrag seelisch nicht nur noch kein Gewinn, sondern eher eine Schädigung geworden. Die Fülle bereichert nicht, sie erdrückt; Widerstand vermögen nur wenige zu leisten.

Wie ließe sich da nun der notwendige Ausgleich schaffen, zwischen dem Innern des Menschen und den mächtigen Verkehrsverhältnissen, die an seiner Art zu leben gebieterisch mitformen? Wie wird der Mensch Herr über das Erdrückende der Masse von Eingeleindrücken, die ihn auf einer Fernfahrt bestürmen, zumal wenn er nur ein schlicht dreinschauender Mensch ist, den die Natur noch nicht in das Wunderreich ihrer Geheimnisse schauen ließ, dem sie also im wesentlichen zunächst nur die äußere Seite der Dinge weist? Den Menschen der Gegenwart fehlt so sehr die Gabe, sich dem großen Eindrucke der Natur naiv hinzugeben, und dann wieder auch ist ihnen ebenso sehr die Kunst noch versagt, die aufnehmenden Kräfte der Sinne derart zusammengeschlossen auf den Eindruck eines engeren Stückes Natur einzustellen, daß die Fülle sichtbar werden kann, die im Einzelnen wohnt. Diese Kunst aber läßt sich mit bewußtem Wollen üben. Sie muß geübt werden. Unkluge, kurzsichtige Erziehung hat freilich nur allzu oft die Lust und Kraft zu solchem Wollen unentwickelt gelassen oder gar in der Entwicklung unheilbar geschädigt. Da muß nun jeder prüfen, was ihm gegeben und geblieben ist.

Die naive Freude an den Dingen gilts gewinnen und zurückgewinnen, die Unschuld des fühlenden Schauens und Lauschens, die nicht erst über die Dinge etwas wissen will. Wenn ein Vogel im Busch herzverzückt flötet, soll man aufhorchend nicht zunächst fragen: wie heißt der Vogel? sondern auskosten soll man das Gefühl: wie schön ist sein Gesang! Ueber ein fühlendes Durchwandern der Natur erst komme man zum Buch, das von der Natur redet. Wer vom Wesen der Dinge in der Natur weiß, kann im schnellen Schauen einen Vorsprung haben. Aber nicht er allein schöpft den Gewinn aus. Schon die bloße Lebensregung der Erscheinung, die sich im ersten Berühren aufdrängt, reicht ihn dem Beschauer dar. Er braucht gar nicht schon ein Auge zu haben für das Besondere der Form, Linie, Bewegung, für den Reiz ihrer eigentümlichen Verbindung zum einheitlichen Lebensausdruck. Mit frischem Sinn bemerke freudig! Wer diesem Goetheworte zu gehorchen vermag, dem knüpfen sich zu Lebensvorgängen der Außenwelt wirkliche, eigene Beziehungen, und dann hat er eben das, was man Erleben nennt. Er ist nicht an den Erscheinungen achtlos vorübergegangen, er hat sich ihr Wesen aber auch noch nicht gedeutet, weil er noch gar nicht weiß, daß überall in der Natur tiefe Weltgeheimnisse gerade im Sichtbaren der Dinge leise den Schleier lüften, der sie deckt, aber er hat sie doch von einem einzelnen Punkte aus gepackt.

*

Auf den Anfang und auf das Anfangenkönnen kommt es an. Sich dem lebendigen Augenblicke ganz widmen, sich von dem, was sich zwischen den Wanderer und seine Umwelt versperrend drängt, losreißen können! Unlängst wurden aus dem Briefe eines Großindustriellen die Worte mitgeteilt: „Vorigen Sommer wars, da hatte ich einen Geschäftsgang über Land zu machen. Der Weg führte durch eine prächtige Buchenwaldung. Ich mochte eine Stunde gegangen sein, als ich einem Stromer begegnete. Der Mensch grüßte und leistete mir ungefragt Gesellschaft. Da hätten Sie nun hören sollen, mit welcher Wärme der Mensch die Poesie des Waldes in seiner knotigen Sprache zu schildern verstand, gerade als ob der Wald sein Eigentum wäre! Und ich Esel, mit Respekt zu sagen, hatte von der ganzen Herrlichkeit nichts gemerkt, denn allerlei Geschäftsgedanken und Projekte waren mir im Kopf herumgegangen, und wenn ich die Bäume ansah, fielen mir die Konjunkturen auf dem Holzmarkt ein und ließen mich nicht los. Verehrter Freund, wir müssen unsere Villen und sonstigen Herrlichkeiten und Süßigkeiten hart büßen." Recht sichtbar legt dieses Bekenntnis die arge Verbildung und Verkümmerung seelischer Organe bloß, an der unsere Zeit krankt. In materiellen Werten wurden äußerste Höhen erklommen; aber die Pflicht, auch an das ästhetische Werten zu denken, verlor man aus den Augen, oder man kam überhaupt noch nicht bis zu ihr hinauf. Ganze breite Schichten der Gesellschaft, oben wie unten, zeigen so diesen Mangel an Kraft, auf die Dinge der Umwelt unwillkürlich und aus natürlicher Notwendigkeit heraus ästhetisch zu reagieren.

Lernt sehen! Das Auge ist der erste Mittler der Kunst, sich im Anschauen der Natur seelisch zu bewegen. Also den körperlichen Genuß, den das Wandern fühlbar verschafft, zu verinnerlichen. Die Wohltat köstlich reiner Luft draußen vor der Stadt oder in den großen Parkanlagen inmitten des Häusergedränges, die freie Helle und abgestreifte Beengtheit sollen nicht das einzige bleiben, was der Wanderer empfindet. Der allgemeine Eindruck muß gewissermaßen in seinen besonderen Ursachen zum Bewußtsein kommen. Das erst heißt in den Reichtum eindringen, aus dem seine Einheit entsteht. Und noch eins dazu: lernt verweilen! Das ist eine Kunst, die das Auge vorweg fordert, wenns zu seiner eigenen Kunst kommen soll. Das Wandern ohne Verweilen ist einseitiges, ganz unvollkommenes Wandern. Der Wanderende taucht allzu oft nicht ein in das Stück Erdenland, das er betreten, er wird kein Teil von ihm, erlebt es nicht. In den Denkwürdigkeiten, die der Arbeiter Karl Fischer aus seinem Leben niederschrieb, hat man in Hülle und Fülle das, was man naives Erleben der täglichen und alltäglichen Wirklichkeit nennen muß. Dies lebendig empfundene Beziehen zur Außenwelt war bei diesem Proletarier überall rege. Auch in der freien Natur. Gerade davon soll hier ein gutes Beispiel stehen. Fischer erzählt da aus der Zeit, wo er im Stahlwerk arbeitete:

„Da war ich eines Sonntags nach der Wittekindsburg gegangen, und hatte das ganze schöne Nettetal zu sehen gekriegt und durchwandert, und hatte auch Fische in der Nette gesehen. Da wollte ich nach kurzer Zeit noch einmal hin, denn ich hatte nicht alles zu sehen gekriegt und ging schon früh morgens weg, aber diesmal steckte ich meine Angelschnur in die Tasche und nahm sie mit. Aber da bin ich lange genug auf dem Berge und im Holze herumgeklettert, wo die Burg sein sollte, aber außer Erdbeeren und Himbeeren fand ich bloß noch eine schöne Köhlerhütte und ganz niedrige schmale Erdwälle und ein paar Erdlöcher im Holze, aber keine Burg. Da ging ich wieder zu Tale und kam wieder auf den alten Weg, da stand an einer Umzäunung ein alter Tagelöhner, den fragte ich aus, da hörte ich, daß von der Burg nichts mehr zu sehen wäre, und ging mir mit der Wittekindsburg ebenso wie mit der Holterburg: schön grün bewaldete Berge und Täler, schöne reine gesunde Luft und außer Vogelsang schöne friedliche Stille und Ruhe, wenn der Wind nicht wehte, aber von den Burgen war nichts mehr zu sehen. Der Tagelöhner wußte allerlei aus der Geschichte zu erzählen, so alt sie auch sein mochte, und wußte auch, wo Wittekind seine Tochter begraben lag, und erbot sich mitzugehen und mir die Stelle zu zeigen. Da gingen wir über die Straße durch etwas Buschholz und kamen ins freie Feld, da war wieder eine andere Aussicht und man sah ein schönes Acker- und Bauernhofspanorama. Da gingen wir einen Feldweg entlang und kamen nach kurzer Zeit an eine Stelle, da befand sich mitten zwischen dem schönen Ackerland ein schmaler wüster Streifen der lag voller großer Feldsteine; Dornen und Gestrüpp wuchsen dazwischen und es sah wüst und wild aus, als ob der ganze Streifen aus einer Steinwildnis hierher verschlagen wäre. „Das ist die Stelle, hier liegt Wittekind seine Tochter begraben"; so sagte der alte Tagelöhner leise und andächtig, als wir hinkamen; und es sah auch ganz richtig so aus wie ein altes gewaltiges Heidengrab. Aber mehr wußte er auch nicht davon und die Steine sagten ja viel, aber sie konnten nicht sprechen und man mußte sich alles denken."

Wie der ganz schlichte Mensch neugierig nach sagenhaften Sehenswürdigkeiten sucht und doch nicht blind ist für so vieles Einzelne, was ihm der Weg in Nähe und Ferne bietet! Suchen und Sehen, er hat beides, wenn seine Schilderung auch noch gar nichts von der Kultur offenbart, die Dinge in etwelcher Verfeinerung der Formen und Farben der Verfeinerung zu gewähren. Und er hat diesen glücklichen Trieb, seitab die Feldwege zu schlendern und durch Büsche und Gestien zu klettern. Auch das etwas, wozu so überaus vielen Menschen die instinktive Lust verloren ging. Vom Wege abgehen, den alle schreiten! Ganz wörtlich mag mans nehmen und befolgen.

Wer so zu sehen weiß, daß sich ihm ein Augenblick jener innersten unaufhörlichen Bewegung erschließt, die recht eigentümlich merkwürdige Zusammenhänge im Leben der Natur erwirkt, dem belebt sich das eigene schildernde Wort, und es geht ihm auch das Empfinden auf für diese wunderbare Schönheit, die im schlichten Bildausdruck unserer großen Naturlyrik geborgen zu sein pflegt. Auf den Dichter Jean Paul weist der Erdforscher Friedrich Ratzel einmal hin, und er hat recht: von dieses Dichters beweglicher Phantasie und tiefem Denken kann der Naturschilderer gerade für die Darstellung der Bewegung ungemein viel lernen; seine Nebel, die durch die Büsche kriechen oder ein Zugnetz durch die Landschaft schleppen, seine Bäche, die über die Wiesen waten, das Mühlrad, das wie ein gehendes Herz abendlich geröteles Wasser treibt, kann man nicht nachahmen, aber lernen kann man daraus, wie die Natur lebendig gesehen werden muß.

Die Enge und Abgetrenntheit unserer eigenen inneren Welt überwinden wir, wenn wir uns der großen Unendlichkeit des Lebensspiels der Natur so hinzugeben vermögen, daß jede Einzelerscheinung von den Sinnen als Ausgangspunkt bewegt sich ausbreitender Zusammenhänge erfühlt wird.

Das Geheimnis der Entstehung.

Briefe über Erziehung an eine Arbeiterfrau.

(Nachdruck verboten.)

Ihr dreijähriger Junge ist jetzt gerade in dem Alter, in dem ihm die schwierigsten Fragen in aller Harmlosigkeit von den Lippen sprudeln. Deshalb spüren Sie manchmal eine leise Bangigkeit, wie Sie wohl mit diesem kleinen

können. Sie erwarten ein zweites Kind, und Sie sehen schon sehr das Staunen und die Verwunderung Ihres Aeltesten über dieses wunderbare und geheimnisvoll erschienene Wesen. Sie wollen Ihren Jungen nicht mit dem Märchen vom Storch belügen. Sie bringen es auch nicht mehr fertig, ihm zu erzählen, daß Engel vom Himmel dieses kleine Wesen gebracht hätten. Aber ihm die Wahrheit zu geben, halten Sie für so ungeheuer schwer, daß Sie schließlich verzweifelt alle Vorbereitung und alle Aufklärung bleiben lassen möchten.

Liebe Genossin, Sie fühlen es an Ihrer eigenen Unzufriedenheit, daß dieser Ausweg nur eine feige Flucht ist. Und darum wollen wir von neuem überlegen, wie der scheinbar schwerste Weg für Sie doch leicht gangbar gemacht werden kann.

Tatsächlich liegt die Schwierigkeit nämlich bei Ihnen und nicht bei Ihrem Kinde. Ihr Kind besitzt in diesem Alter noch eine vollkommene Natürlichkeit und einen lauteren Wirklichkeitssinn. Es trägt den Dingen noch kein moralisches Urteil entgegen, sondern es nimmt sie als selbstverständliche, natürliche Tatsachen hin. Es hat keine Ahnung davon, daß es für Sie, für seine Mutter eine „heikle" Sache ist, ihm von seinem kommenden Brüderchen zu erzählen. Das müssen Sie sich ganz klar machen, damit Sie dieser natürlichen Empfindung Ihres Kindes gegenüber die eigene Scheu verlieren. Wir Genossen sind ja alle so widersinnig erzogen, daß wir tatsächlich nur durch vernünftige Ueberredung und Ueberlegung wieder zu dem Glauben gelangen können, das Natürliche sei wirklich natürlich und nicht gemein; denn unseren Empfindungen hat man es anders gepredigt. Also kommt es nur darauf an, daß Sie Ihre eigene Verlegenheit unterdrücken, daß Sie ganz der Unbefangenheit und Natürlichkeit Ihres Kindes sich anzupassen suchen in Ihrer Erzählung.

Je früher Sie also mit Ihrem Kinde von dem Geheimnis der Entstehung plaudern, um so leichter wird es Ihnen; die Unbefangenheit des Kindes stärkt Ihre Sicherheit ganz außerordentlich. Alles Hinausschieben auf spätere Gelegenheit ist verhängnisvoll. Denn es kommt dann die schwere drückende Heimlichkeit hinzu und das einsame Grübeln des ältergewordenen Kindes. Das drei- und vierjährige Kind aber nimmt diese Dinge mit einer frohen, spielenden Leichtigkeit und mit einer glücklichen Selbstverständlichkeit an. Darum dürfen Sie ihnen auch ja keinen feierlichen Ernst umhängen, sondern müssen mit derselben Harmlosigkeit von ihnen sprechen, wie von einem Spaziergang, oder dem Bade oder dem Spielzeug. Das Kind muß durchaus den Eindruck haben, vor natürlichen und selbstverständlichen Vorgängen zu stehen. Darum dürfen Sie nie einen förmlichen Weihemoment daraus machen, wenn Sie davon sprechen.

Ueberhaupt brauchen Sie gar nicht selber solche Unterredungen mit Gewalt oder mit List herbeizwingen, sondern Sie brauchen nur die Gelegenheit auszunutzen, die Ihnen das tägliche Leben gibt. Langsam, Schritt für Schritt müssen Sie das Kind bis zum letzten Geheimnis, dem der Menschenentstehung, hinführen. Damit anzufangen, wäre ein Fehler. Am leichtesten lassen sich aus dem Tierleben solche Vorbereitungen herübernehmen. Irgend eine Frau in der Nachbarschaft hat schon eine Katze oder eine Hündin, die einmal Junge werfen. Lassen Sie es dann nicht genug sein, daß Ihr Kind sich über die molligen, zierlichen Dinger freut, sondern erzählen Sie ihm, daß sie vorher im Leibe der Mutter geborgen gewesen sind, lassen Sie es zusehen, wie sie gesäugt werden. Erzählen Sie ihm auch von der Milch, die es täglich selber trinkt, daß die ursprünglich für die kleinen Kälbchen bestimmt ist. Dann wird es ihm später selbstverständlich sein, daß die Menschenmutter sein hilfloses Brüderchen auch ernährt. Zerren Sie Ihr Kind nicht mit Schelten weg — denn es sieht ja doch wieder hin — wenn Sie mit ihm auf der Straße einmal einen Begattungsakt von Hunden erleben. Lassen Sie es ruhig hinsehen und sagen Sie ihm, wenn es fragt, ganz unbefangen, daß nach solchen Umarmungen die kleinen Hündchen in der Hundemutter wachsen. Nur ja nicht lügen und vertuschen, sobald das Interesse des Kindes weiterfragt. Je selbstverständlicher und harmloser sie es alle Vorgänge im Tierleben ansehen lehren, um so gewisser überträgt es diese natürliche Auffassung auch auf das Menschenleben. Nur die völlige Wahrhaftigkeit in der Kindheitserziehung vermag die natürliche Unschuld und die reine Empfindung des reifen Menschen zu sichern.

Zur Geschichte der Seidenzucht und -Weberei.

Wie lange der Welt die Benutzung der Seide zu Gewändern schon bekannt ist, wird wohl nie ergründet werden können. Wir wissen nur aus der Geschichte, daß in China schon fast dreitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung Seidenzucht getrieben und seidene Kleider gewebt wurden. — Si-ling-chi, die legitime Gattin des Kaisers Hoan-ti, ist die Begründerin des Seidenbaues, ihr Gemahl der Erfinder der Seidenweberei. Si-ling-chi wurde in Anerkennung ihrer Verdienste um China durch die Erfindung und Förderung der Seidenzucht unter die Reihe der guten Genien, welche Gewerbe und Handel beschützten, als Sien-than oder „Mutter der Seide" erhoben.

Die späteren Kaiser und Kaiserinnen von China beförderten auf alle Weise die Seidenzucht. Sie gaben Befehle und Verordnungen zu pflichtgemäßer Anpflanzung der Maulbeerplantagen, zum Bau von Seidenhäusern und anderen Anlagen. Schon 960 vor Christus kannte man sieben verschiedene Arten in China. Der Seidenbau wurde vom Staate eifrig unterstützt, und die chinesische Literatur zählt über vierzig Werke, die ausschließlich von der Seidenzucht handeln.

China eignet sich seinem Boden und Temperaturverhältnissen nach durchweg für Seidenbau. Julien nennt das Land Pin Chensi, als dem Bau besonders günstig. Die landwirtschaftlichen, wenn auch nicht industriellen Einrichtungen, sind den unseren sehr ähnlich.

Die Chinesen ließen die zum Eierlegen bestimmten Raupen auf weiße Papierbogen kriechen. Zum Reinigen der Plätze bedienten sie sich der gleichen Methode wie wir, sie breiteten Netze über die schmutzigen Plätze und legten darauf

Die Chinesen schlossen die Seidenzucht gegen alle Außenstehenden ab, wie sie es mit allen Künsten und Wissenschaften, in Gewerbe und Literatur beharrlich Jahrtausende durchgeführt haben. Das Seidenzeug selbst wurde dem Auslande bekannt, über dessen Fabrikation, über das Wesen und Herkommen des Materials existierten aber nur dunkle, fabelhafte Gerüchte. Man belegte diese reiche, seidenerzeugende Gegend, deren wirkliche Lage ebenso dunkel war, als die Produktionsmaterialien selbst, mit dem Namen Serica oder Serien, und versetzte das Land nach Nordosten. — Eine Weiterverbreitung der Seidenzucht erfolgte erst, als eine chinesische Prinzessin aus dem Geschlechte Han sich mit dem König von Kothan verheiratete. Als sie erfuhr, daß im Lande Kothan keine Seidenzucht getrieben würde, beschloß sie, heimlich Maulbeersamen und Seideneier in ihre neue Heimat mitzunehmen. Um die Wachsamkeit der Grenzbeamten zu hintergehen, verbarg sie beide in ihrem Kopfputz, und brachte sie glücklich nach Kothan. Hier blühte die Seidenzucht bald auf, doch wieder unter strengem Abschluß gegen Auswärtige.

Genug, die Chinesen und Kothaner verstanden Seide zu züchten, sie abzuhaspeln von den Cocons und zu verweben. Diese Gewebe verbreiteten sich über die ganze Welt, von Indien aus nach Persien, Kleinasien, Phönizien, Aegypten, Griechenland und Italien. Die Griechen besonders bemühten sich, das Material kennen zu lernen, und als es ihnen nicht gelang, gefielen sich die griechischen Schriftsteller darin, märchenhafte Erzählungen über das Entstehen der Seide zu erfinden. Die Darstellung, die Plinius der Kultur vom Seidenwurm gibt, ist so drollig, daß wir hier die Uebersetzung wiedergeben:

„Das Geschlecht der Bombyces ist in Asyrien einheimisch. Aus einem größeren Wurm, der seiner Art nach zwei Hörner vor sich streckt, wird zuerst eine Raupe; aus dieser dann ein sogenannter Bombylius; aus diesem ein Nechdalus, und aus diesem endlich nach sechs Monaten der Bombyx. Sie weben Gespinnste nach Art der Spinnen, welche zu weiblichen Kleidern und anderen Luxusgegenständen verarbeitet werden, die man Bombicynische nennt. —

Die erste Erfinderin der Kunst, dasselbe zu entwickeln und wiederum zu weben, war ein Weib aus Ceos Namens Pamphila, die Tochter des Latrus, der man den Ruhm nicht absprechen kann, ein Mittel erfunden zu haben, eine Dame in Kleidern nackend darzustellen. Auch sollen auf der Insel Cos Bombyces dadurch entstehen, daß vom Regen abgeschlagene Cypressen-, Terebithen-, Eschen- und Eichenblüten durch die Ausdünstung der Erde beseelt werden. Zuerst aber würden es kleine nackte Schmetterlinge sagt man, bald aber, weil sie sonst die Kälte nicht würden ertragen können, bekämen sie Haare und verfertigten sich zum Schutze gegen den Winter eine dichte Bekleidung, indem sie mit ihren rauhen Füßen den wolligen Ueberzug der Blätter abkratzten und rupften. Die krämpelten sie mit den Krallen, zögen ihn zwischen die Zweige und machten ihn alsdann mit einem Kamm fein. Hierauf ergriffen sie das Gewebe mit dem Körper und wickelten es um sich, wie ein rundes Nest. Nunmehr würden sie von den Menschen abgenommen und in töpfernen Gefäßen gewärmt und mit Kleie genährt; so wüchsen ihnen allmählich die ihrer Gattung eigentümlichen Flügel und, wenn sie damit bekleidet wären, so würden sie zu neuer Arbeit entlassen. Die ihnen abgenommenen Gewebe werden durch Wasser aufgelöst und sodann mit einer Spindel von Binsen zu Fäden gesponnen."

Die Seidenweberei breitete sich sehr schnell aus und erlangte nacheinander in Babylon, Damaskus, Tyrus, Aegypten, in Kleinasien, besonders in Milet, auf den griechischen Inseln und in Griechenland selbst einen bedeutenden Umfang. Da für das Klima dieser Länder dünne und leichte Gewänder besonders entsprechend waren, so wurden die Seidengewänder und zwar florartig gewebt, schnell sehr beliebt und weit verbreitet.

Die Seidenweberei blühte im 5. Jahrhundert in Griechenland, Kleinasien und Aegypten. Die Begier, die rätselhafte Kunst der Seidenweberei kennen zu lernen, war der wesentlichste Grund des Krieges, den Justinian 530 gegen die arabischen Aethiopier unternahm, weil von Arabien aus die Seide nach den europäischen Staaten kam. 555 brachten Mönche die Seidenraupe aus Serinda mit nach Konstantinopel und gründeten so, nachdem dieselbe 3000 Jahre ausschließliches Geheimnis der Chinesen gewesen, die Seidenzucht im Auslande.

Um eine gewisse Bedeutung in Europa zu erlangen, brauchte die Seidenzucht fast 600 Jahre, und dann wäre sie wohl noch ausschließliches Eigentum der Griechen geblieben, wenn nicht König Roger nach der Eroberung Griechenlands 1148 die besten Arbeiter und Seidenzüchter mit nach Sizilien genommen hätte. Eine beschleunigte Verbreitung hatte die Seidenzucht wieder einem Kriege zu verdanken. 1314 wurde Lucca zerstört, die Bewohner dieser Stadt, darunter viele Seidenweber, wanderten aus, und so wurde dieselbe über ganz Italien verbreitet. Als Mailand erobert war, führten 1523 die Franzosen die eigentliche Seidenzucht in ihren Staaten ein. Auch nach England hin versuchte man den Seidenbau zu verpflanzen. Elisabeths Versuche scheiterten aber vollständig. Auch die niederländischen Städte Harlem und Leiden, wohin 1590 die Herzogin von Achjot die Seidenzucht verpflanzt hatte, zeichneten sich durch ihre Züchtereien aus. Englands Seidenmanufaktur stieg so mächtig, daß sie 1664 über eine Million Menschen beschäftigte. Dazu kam noch, daß der englische Erfindungsgeist für Hebung derselben sehr tätig war. Thomas Lombe konstruierte 1719 eine Seidenspinnmaschine, für die er vom Parlament 14 000 Pfund Sterling als Prämie erhielt.

Der Franzose Gensoul erfand das Abhaspeln aus lauwarmem Wasser; der berühmte Vaucanson konstruierte treffliche Maschinen zum Organisieren der Seide, so daß, da diese Erfindungen schnell Anklang fanden, die französische Seide der Turiner schnell ebenbürtig wurde. M. Jacqard stellte sein unsterbliches Werk, die nach ihm benannte Webemaschine her, M. Chevalier erfand die Glasmaillons und ordnungsmäßige Litzen, M. d'Aubert richtete den Perlkamm ein zur Flor- und Gazeweberei. Diese Erfolge bewirkten, daß die Franzosen mit mehr Erfolg und Vorteil arbeiteten, besonders da ihre Färbereien allen Ländern voran waren.

Wie in allen Ländern, so zog auch in Deutschland der Zucht die Seidenmanufaktur voran. Schon 1453 finden wir in mehreren deutschen Städten Seidenwirkergilden, besonders in Augsburg. Zu Ende des 16. Jahrhunderts, nachdem sich Deutschland vom dreißigjährigen Krieg erholt und der religiöse Fanatismus durch ihren Kunstfleiß alle Völker Europas. Zugleich regte sich der dem Deutschen angeborene Erfindungsgeist, und manche neue Einrichtung ist jener Zeit zu verdanken, die aber vom Volke leider nicht gut aufgenommen wurde.

Die Ergebnisse der Seidenmanufaktur waren für Deutschland damals im 15., 16. und 17. Jahrhundert Reichtum und Ansehen. Bald stellte man auch Versuche mit der Seidenzucht an, und da war es besonders Marta Baesia, welche dem deutschen Volke die Natur und Pflege der Seidenzucht vorführte. Friedrich der Große ist der eigentliche Begründer preußischen und deutschen Seidenbaues.

Es ist merkwürdig, wie eine Manufaktur, die nur der Putzsucht diente, eine so große Bedeutung erreichen konnte. Unsere deutschen Ahnen, denen das Verdienst der Erfindung von Seidenstickereien zugesprochen werden muß, trugen dadurch nicht wenig zur Vergrößerung des Luxus bei, zumal als diese Erfindung nach Italien übersiedelte und schon 1169 große Seidenstickereien in Palermo bestanden. Ebensowenig als die Verbote und Befehle der Kaiser, wirkten die oft derben Satyren der Schriftsteller und die Ermahnungen der Geistlichkeit. — Wie sehr die Seidengewänder den Sinn der Leute reizten, das zeigen besonders die reichen Familien der deutschen Reichsstädte. Niemals vorher und nachher sah man weder solche Feste, wie im 15. Jahrhundert bei den Reichen dieser Städte, bei den Fugger, Welser, den Henkel usw.

Auch in unserer Zeit, wo die Seide etwas gewöhnliches ist, bildet sie immer noch den höchsten Schmuck der Frauen.

Heinrich Grothe.

Neue Jugendspiele.

Während der Jubiläumsfeierlichkeiten der Stadt Mannheim fand, wie im Volksfreund schon mitgeteilt, auch ein Kinderspielfest ganz neuen Stils auf den städtischen Rennwiesen statt. Es handelte sich dabei um die Ausführung eines Gedankens des Stadtschulrats Dr. Sickinger, der nicht nur die Aufmerksamkeit aller fachmännischen Kreise, sondern vor allem auch das Interesse des großen Publikums aufs höchste erregt hat. Das Hauptinteresse galt den Massenspielen, wie sie bisher noch nirgends versucht worden sind. Nicht weniger als rund zehntausend Kinder der Volks- und Mittelschulen waren daran beteiligt. Der Spielplatz war der etwa quadratkilometergroße, grüne, von festlichen Fahnen überwehte Rasen der Mannheimer Rennwiesen. Mancher zerbrach sich den Kopf darüber, wie dieser Riesenplatz durch die Kinder so belebt werden könne, daß das Ganze nicht einem planlosen Durcheinander glich. Des Rätsels Lösung erfolgte bald in ungeahnter Weise auf dem Wege der Anschauung.

Unter den Klängen und geführt von zwei Musikkapellen begann der Einmarsch des jungen Volkes durch zwei Eingänge rechts und links von den großen Zuschauertribünen. Rechts vom Zuschauer schritten stramm die Knaben in dunklen Kleidern, links warfen die Mädchen in weißen Röckchen die Beinchen, daß es eine Lust zu sehen war. In zwei ungeheuren Schlangenlinien entwickelte sich nicht unähnlich dem Aufrollen eines Läufers der Aufmarsch in zwei großen Kreisen mit einem Durchmesser von vielleicht einhundertfünfzig Metern. Aber nur einen Augenblick standen die beiden Kreise auf dem grünen Rasen gezeichnet. Sie lösten sich in zwölf Radien auf, die sich um die Mittelkapelle als Mittelpunkt zu einem Riesenstern gruppierten. Einige tausend Kinder auf dem grünen Malgrund als lebendiges Farbenmaterial benutzt, das ist nicht nur etwas ganz neues, sondern auch überwältigend Schönes.

Aber auf einmal kommt zunächst der Stern der Knaben in Bewegung und zwar nach dem Takte der Musik. Ein Kommando! Eine gleichmäßig durch alle zwölf Strahlen zitternde Bewegung und die Figur, die sich bis jetzt nur dunkel vom grünen Rasen abgehoben, ist hell geworden. Die Knaben haben sich ihrer Kittel entledigt und stehen nun in Hemdärmeln da. So absolut unauffällig ein solcher Vorgang bei einem oder einer kleinen Anzahl von Knaben ist, so gewaltig überraschend ist der Effekt, wenn es sich um fast dreitausend Knaben handelt. Das ist ein so plötzlicher unerwarteter Farbenwechsel, daß die Zuschauer sich dem gewaltigen Eindruck dieses äußerst einfachen Triks nicht entziehen konnten.

Und nun entwickelte sich nach dem gleichen Prinzip rascher einfacher Farbenveränderungen in den Linien dieser lebendigen Riesensterne ein Schauspiel, das jeden, der es zum erstenmal genießt, zu Ausrufen des Entzückens hinriß. Die Knaben nahmen mit einer raschen Bewegung auf dem Rasen neben ihnen liegende bunte Fähnchen auf, deren Farben mit feinem Geschmack ausgelesen waren. Die Strahlen der Sterne bestanden jeweils aus zwei Linien und die Fähnchen dieser zwei Linien waren in den Komplementärfarben grün und rot, orange und blau, weiß und violett gehalten. Mit einem Schlage war nun der Stern farbig. Aber die ganze Wirkung trat erst ein, als die Strahlen dieses Sterns nun in Bewegung gerieten, als die Fähnchen blitzschnell über den Köpfen geschwungen wurden, und schließlich die einzelnen Linien der Strahlen gegeneinander und auseinander rückten, durch Schwingen der Fähnchen immer neue Farbeneffekte zustande bringend. Es gibt nur einen Vergleich, um die Wirkung dieses Massenspiels anschaulich zu machen: den vom Kaleidoskop. Wie dort die farbigen Gläser, immer wieder neue Figuren und Farbenzusammenstellungen bildend, zusammen- und wieder auseinanderfallen, so hier die Linien der Knaben entweder mit gesenkten oder gehobenen ruhig gehaltenen oder geschwungenen vielfarbigen Fähnchen.

War nun schon dieses Fahnenspiel der Knaben ein hinreißender Anblick, so kannte das Entzücken der Zuschauer keine Grenzen mehr, als der weiße Stern der Mädchen lebendig wurde. War dort die straffe Raschheit der Bewegungen die Ursache des Effekts, so hier die graziöse Leichtigkeit. Schon die hellen Kleider der Mädchen hoben sich viel zarter von dem grünen Grund ab. Aber auch das Farbenmaterial war duftiger. Die Kleinen in den Flügelkleidchen hatten je zwei Kränze in der Hand, und zwar in vergißmeinnichtblauer, klatschrosenroter und tulpengelber Farbe. Die Farben waren in den Einzelstrahlen des Sterns nicht gemischt, was einen ruhigeren Effekt hervorbrachte. Mehr als bei den Knaben waren hier bei den mehr eigenartigen, hüpfenden Bewegungen die Einzelgruppen der Kinder sichtbar. Oft glich der Stern der Mädchen dem Tanz einer Miriadenspiele so berauschend, daß man trotz der für die Kinder so günstigen Temperatur den Wunsch nicht unterdrücken konnte: jetzt nur noch ein wenig Sonne, nur ein Sonnenschauer über diese Pracht, und es müßte ganz unvergeßlich sein.

*

Wir glauben nicht, daß die Idee dieser Spiele irgendwo in Deutschland oder im Ausland ein ähnliches Schauspiel, das so viel Schönheit mit so viel Frische und Gesundheit verbindet, und den Alten das gleiche Entzücken gewährt, wie den Jungen, in diesem großen Stil einmal gesehen wurde. Es gibt Leute, die fürchten, ein solches Reigenspiel im großen, das besonders auf seine äußerliche Wirkung berechnet sei, lenke die turnerische Betätigung von der gesundheitlich wertvollen Bahn des Schulturnens ab. Dafür besteht unseres Erachtens keine Gefahr. Denn ein tüchtiges Schulturnen ist geradezu eine unerläßliche Vorbedingung für die Massendisziplin, welche bei einem solchen Massenreigen notwendig ist.

Wir wagen die Behauptung, daß die vielen tausende von Zuschauern von den Kinderspielen als bessere Menschen, als frohere Menschen nach Hause gekehrt sind. Nicht nur weil sie in vielen Fällen Vater und Mutter von Kleinen gewesen, die dort auch mithüpften und mittanzten, sondern weil sie in nahe Berührung mit der Frische und Unschuld der Jugend gekommen waren, deren Hauch auf die älteren, schicksalgeprüften, beladenen und belasteten Menschen wirkt, wie die Wasser eines Gesundbrunnens. Es existiert in Rom das Grabdenkmal eines alten Römers, der ein Schulvorsteher war und — wie auf dem Grabstein berichtet wird — durch den ständigen Verkehr mit der unschuldigen Jugend die Frische seines Geistes und Körpers bis ins hohe Alter bewahrt habe. Laßt uns werden wie dieser alte römische Schulmeister! Laßt uns den Kindern mehr Freiheit und Frohheit in frischer Luft unterm weiten Himmel geben, und was wir ihnen geben, werden wir von ihnen zurückerhalten. Lasset uns aus unsern Kindern zuerst gesunde, und dann, wenn es absolut sein muß, gelehrte Menschen machen. A. F.

Kinderschlaf.

(Zeitgemäße Mahnung.)

Abends zwischen neun und zehn Uhr flutet der Strom der Sonntagsausflügler wieder zurück in die große, dunkle Stadt. Das Sonntagsvergnügen ist zu Ende, die Sonntagsfreude ist nun hin.

Sie ist wirklich vollständig hin. Wer mitten drin in dem dunklen Schwarm geht und in einen Kreis von Eltern und Kindern gerät, der merkt es ganz deutlich, daß da keine Sonntagsfreude mehr ist. Und doch sind alle diese Eltern und alle diese Kinder am Nachmittag lachend und jubelnd denselben Weg gegangen und hatten doch die schönen Stunden im Waldschatten und am grünen Fluß und bei fröhlicher Musik noch nicht genossen, die sie nun genossen haben und als ihre Erquickung für die ganze Woche mitnehmen sollen. Warum seufzen diese Väter und Mütter, anstatt sich in Erinnerung zu freuen, warum schelten und strafen sie ihre Kinder, anstatt daß sie das Glück gemeinsam erlebter Freuden in ihnen nachwirken ließen?

Ach die Antwort ist so lächerlich einfach: weil diese Kinder übermüdet und erschöpft sind, darum sind sie mißvergnügt oder zügellos, darum werden sie ihren Eltern zur Plage, darum hört der Aerger und der Verdruß auf dem Heimwege nicht auf und darum ist von einer Sonntagsfreude kein Hauch mehr zu spüren. Da ist wieder eine solche Familie. Die Mutter fährt das Jüngste im Sportwagen; es ist zwar ganz in sich zusammengebrochen, aber es schläft doch wenigstens. Der Vierjährige sitzt auf Vaters Arm und möchte so gern, ach so unbezwingbar gern einschlafen. Aber immer wenn er wieder schwer auf des Vaters Arm lastet, schreckt der ihn auf und ermuntert ihn gewaltsam. Die verschlafene Last ist ihm zu schwer für den weitausholenden Weg zur Stadt, denn an der anderen Hand hängt ihm ja noch der Aelteste, der vor Müdigkeit über jedes Steinchen stolpert. Wie können diese erschöpften Kinder noch vergnügt sein und froh vom Tage plaudern? Sie weinen nach ihren Betten und müssen doch noch immer wach sein und einen unendlich langen, dunklen Weg gehen. Und woher sollen die selber ermüdeten Eltern die Geduld und die Heiterkeit nehmen, um wenigstens nicht noch mit Scheltworten und Schlägen loszufahren? Flüche und Tränen spülen alle Freude und alle schöne Erinnerung des Sonntags weg, als sei er gar nicht dagewesen. Und für die älteren Kinder, die am Montag wieder zur Schule müssen, geht der Jammer noch in die neue Woche hinein: müde aus schwerem Schlafe aufgerissen, gehen sie hastig und unfroh an ihre Tagespflichten.

Liebe Genossin, meinen Sie, das sei zu grell gemalt? Aber man kann diese Brutalität der Eltern gegen ihre Kinder gar nicht deutlich genug hervorkehren. Diese Art Sonntagserholung ist eine grausame Versündigung an dem gesunden Behagen der Kinder. Sie erquickt die Kinder nicht, sondern sie erschöpft sie; sie ist keine Gemütsbereicherung, sondern sie erstickt schließlich immer im Aerger, Zank und Verdrossenheit.

Viele Mütter und Väter suchen fortgesetzt derartige Grausamkeiten so zu entschuldigen: Es ist für proletarische Eltern die einzige Art, sich mit ihren Kindern ein Sonntagsvergnügen zu machen. Aber das ist eben nicht richtig. Der Sonntagsausflug mit den Kindern läßt sich auch so machen, daß er nicht für alle Teile zum Verdruß wird. Er muß nur frühzeitig beginnen und darf nicht erst zwischen neun und zehn Abends zu Ende sein. Die Mutter braucht nur einmal ein paar Hausfrauensorgen fahren zu lassen und der Vater auf das extra sorgsame Sonntagsessen zu verzichten, dann ist der schöne Sonntags-Vormittag frei, die Kinder können stundenlang draußen sein und doch vom frühen Abend an sich ausschlafen. Und alle Teile bleiben vergnügt und nehmen eine frohe Erinnerung mit heim. Sollte es nicht auch für die Eltern verlockend sein, aus einer sinnlosen Plage ein wahres Vergnügen zu machen?

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg